Holocaust: Zu- und Wegschauende

Kapitel 1: Befragung

# Von Widerstand bis Anpassung

**Das Zwangslager in einer Kleinstadt**

Die folgenden Interviews wurden mit 21 Bewohnerinnen und Bewohnern einer kleinen bayerischen Gemeinde aufgenommen. In dieser Gemeinde wurde von einer Reihe grösserer Firmen unter Mithilfe von etwa 50 weiteren eine Fabrik zur Produktion von Flugzeugwerken im Inneren eines kleinen Gebirges geplant. Die Baumannschaft dieses Werks bestand in erster Linie aus Gefangenen und Zwangsarbeitern. Die Gefangenen waren in einem zu diesem Zweck errichteten Aussenlager des KZ Flossenbürg untergebracht, die Zwangsarbeiter in einem neuerrichteten Lager Fö.

Die SS kontrollierte den Aufbau dieser unterirdischen Fabrik. Das Unternehmen trug den Decknamen ‹Dogger› oder ‹Doggerwerk›.

«Auf die eine oder andere Weise, am Arbeitsplatz oder auf der Strasse kamen die Einwohner in Kontakt mit den Gefangenen aus dem Konzentrationslager, mit den Zwangsarbeitern aus dem Ausland, mit den SS- und Polizeisträflingen, die alle an dem Doggerwerkprojekt arbeiteten. Aller erlebten gleichermassen das Massenelend. Wie lebten die Anwohner mit dem Anblick, den Geräuschen und Gerüchten des Massentodes? Was taten sie? Wie reagierten sie? Um derartige, anscheinend unzugängliche Fragen zu untersuchen, sind die Techniken der *oral history* unentbehrlich.»

Elmer Luchterhand: Das KZ in der Kleinstadt. Erinnerungen einer Gemeinde an den unsystematischen Völkermord. (bearbeitet)

**1 Die Tochter des Grundstückseigentümers des ersten Gefangenenlagers**



«Wir wohnten im Erdgeschoss, direkt unter den Unterkünften der Gefangenen. Überall waren Flöhe. Sie störten mich. Ich konnte nicht schlafen. Ich hatte Angst, dass ich mich mit den Krankheiten, die viele der Gefangenen hatten, anstecken konnte.

Wenn in der Familienküche etwas übrigblieb, brachte ich die Reste für die Gefangenen in den Garten, wenn der Wachposten nicht hinsah. Dann ging ich zu ihm und redete mit ihm, bis ich sicher war, dass das Essen weg war [...]

Wenn man ein weiches Herz hatte, war der Anblick der Gefangenen furchtbar. Manchmal lag ich die ganze Nacht wach und weinte. Eines Tages sah ein Posten, wie ich den Gefangenen Rüben gab. Er sagte mir, dass, wenn ich das noch einmal täte, er mich dem Kommandeur melden würde und ich dann in ein Konzentrationslager käme. Ich hatte furchtbare Angst. Als mein Vater davon erfuhr, wurde er sehr böse. Er sagte der Wache: ‹Wenn Sie meine Tochter anzeigen, bringe ich Sie eigenhändig um. Dann werden wir ins KZ gehen müssen, aber der Gefangene überlebt vielleicht.›

An der Rückseite unserer Wohnung gab es mehrere Fenster. Durch sie konnte ich sehen, was los war, und manchmal mit den Gefangenen sprechen. Die Kapos gin­gen brutal um mit den Gefangenen. Am gewalttätigsten waren zwei Kriminelle, Bruno P. aus Berlin und Fritz M. aus Frankfurt. Ich sprach oft mit einem Franzosen, der als Koch in der Feldküche arbei­tete. Er ist jetzt Zollbeamter an der franzö­sisch‑belgischen Grenze. Eines Tages im Jahr 1972 hielt er an der Grenze ein Auto mit einem Erlangener Nummernschild an. Er bat den Fahrer, nach Ha. zu fahren und mich von ihm zu grüssen. Die Leute aus Erlangen kamen und gaben mir seine Adresse. Ich schrieb ihm, und später in diesem Sommer besuchte er uns mit seiner Frau.

Einer der Gefangenen, mit denen ich sprechen konnte, war ein Russe. Ich gab ihm auch zu essen. Er brauchte nicht am Berg zu arbeiten, weil er Arzt war. Eines Tages nahm er seinen Ehering, der in seinem Kragen eingenäht war und gab ihn mir. Er sagte, ich hätte ihn am Leben erhalten, aber er würde nicht mehr lange leben. Er erzählte mir von seiner Frau und seinen zwei Kindern.

Als ich ihn wiedersah, erzählte ich ihm von dem Ärger, den ich mit einem Zahn hatte. Ich brauchte eine Krone, aber es war so gut wie unmöglich, dafür Gold zu bekommen. Ich sagte, ich würde gern den Ring dafür verwenden. Ich trage immer noch seinen Ring im Mund.»

Bei einer anderen Gelegenheit wurde Elli gefragt, ob sie jemals erfahren hätte, was aus dem russischen Arzt geworden war. Nachdem die Gefangenen aus dem Konzentrationslager in das zweite Lager, eine Scheune des Bauern H., gebracht worden waren, hat sie ihn nie wieder gesehen oder etwas von ihm gehört.

«Manche Gefangene erhielten Pakete. Sie wurden beim Appell ausgegeben. Gefangene erzählten mir, dass sie nur einen Teil des Inhalts bekamen. Der Rest verschwand. Manchmal sah ich beim Appell zu. Einige Gefangene waren beinahe zu schwach, um stehen zu können.»

Nachdem die KZ‑Häftlinge von dem Gasthaus Sch. in die umgebaute Scheune verlegt worden waren, blieb das zweite Stockwerk des Gasthau­ses weiterhin belegt, jetzt mit Zwangsarbeitern aus osteuropäischen Ländern. Der Tagesablauf änderte sich ein wenig, aber für Elli war der zweite Stock des Gasthauses bis Kriegsende von «Gefangenen» bewohnt. Nachdem die KZ‑Häftlinge wieder verlegt wurden – diesmal in das KZ-Aussenlager He., zusammen mit neuen Transporten aus Flossenbürg – än­derte sich die Lage im Ort sehr. Die folgenden Erinnerungen betreffen Dinge, die Frau E. in den Strassen von Ha. sah oder von denen sie hörte.

«Als das Lager He. zum Teil fertig war, brachten sie die Gefangenen von H.s Scheune dorthin. Von dieser Zeit an führte der Weg zum Berg und zurück vorbei an unserem Gasthaus. Manchmal hatten die Wachen Hunde. Sie hatten 22 Hunde in Zwingern beim Friedhof, die darauf abgerichtet waren, Häftlinge anzugreifen.

Den Leuten wurde gesagt, dass Gefangene, die zu krank waren, um zu arbeiten, im Lager bleiben dürften. Auf dem Marsch vorbei am Gasthof konnte man Gefangene sehen, die nicht laufen konnten und die von anderen gestützt wurden.

Die Gefangenen halten ausser ihren gestreiften Anzügen nichts an. Wenn sie starben, bekamen andere ihre Anzüge. Für die Toten gab es keine Säcke. Ich hörte das von einem Mann, der den Lastwagen fuhr, mit dem die Leichen nach Sch. gebracht wurden, wo man sie im Wald verbrannte. Er war ein weichherziger Mann und vorher Fahrer bei einer Privatfirma, aber die SS zwang ihn, seine Arbeit dort aufzugeben und Leichen zu fahren.

Er kam oft morgens zum Gasthof und bestellte etwas zu essen. Eines Morgens sah er sehr blass und müde aus und wollte nichts essen. Er sagte, sein Anhänger voll Leichen sei von der Strasse gerutscht und sie seien in einem kleinen Steinbruch verstreut gewesen. Er arbeitete die ganze Nacht – allein –, um sie wieder aufzuladen. Wenn das Dynamit in den Stollen fertig war zum Zünden, wurde den Gefangenen befohlen, das Gebiet zu verlassen. Die Leute sagten, dass es den Wachen mitunter schwer fiel, die Gefangenen dazu zu bewegen. Sie sagten: ‹Wenn ich sterbe, ist alles vorbei.›

Manche SS‑Offiziere assen regelmässig im Gasthof. Einer hatte einen wunderschönen Dobermann, der mir sehr gefiel. Im April 1945, als die Amerikaner näher kamen, waren die Bauleute und die Gefangenen soweit, nach Süden zu ziehen Mein Vater bat den Offizier, den Hund zurückzulassen; ich würde mich in den letzten Kriegstagen um ihn kümmern. Der Offizier lehnte ab.»

**2 Ein Mann auf der Strasse**

Bei Vorbereitungen zu Feldstudien hielt der deutsche Soziologe Eberhard Klein Leute an, wo immer er sie traf, und probierte verschiedene Fragen aus, um festzustellen, welche Schwierigkeiten bei der tatsächlichen Studie auftreten würden. Ein Beispiel:

Interviewer: «Was für eine Fabrik wurde dort gebaut?»

60jähriger Mann: «Ich glaube, es war eine V‑2‑Fabrik. Zuerst sagten die Leute im Scherz, es würde eine ‹Nudelfabrik›. Es wurde weithin angenommen, dass man dort Munition herstellte. Die Leute wagten auch nicht, etwas anderes zu sagen, aus Angst, verhaftet zu werden. Die Arbeit an der Fabrik war und konnte nicht geheim sein. Jedermann sah die Behandlung der Gefangenen aus den Konzentrationslagern und auch die Behandlung der SS‑Männer aus den Strafkompanien. Der Bauer sah, wie Leute zusammenbrachen. Er sah sie aus dem Zug steigen und unter Bewachung zu den Stollen marschieren. Es gab nicht viel, das geheim gehalten werden konnte. Als das Lagers Fö. und das Krematorium gebaut wurden, bezahlte man den Bauern, deren Land bebaut wurde, ihre Wiesen.»

**3 Ein Kind, das Bescheid wusste**

Frau T. ist eine recht junge Bäuerin. Sie ist Fau H.s Tochter und lebt mit ihrem Mann und zwei kleinen Kindern auf dem Familienhof. Da die Umstände weder der Befragten noch den Interviewern mehr als ein sehr kurzes Interview gestatteten, beschränkten sich die Fragen auf das, was sie und ihre Freunde über den Verbrennungsplatz wussten. Sie war damals sie­ben Jahre alt. Sowohl sie als auch ihre Mutter gehören der evangelischen Gemeinde von Fö. an.

«Meine Spielgefährten und ich wussten, dass im Wald tote Gefangene verbrannt wurden. Wir hörten auch die Schüsse, die manchmal folgten, und wir wussten, dass dies den Tod von weiteren Gefangenen bedeutete. Ich kann mich nicht daran erin­nern, wie wir diese Dinge herausfanden, aber wahrscheinlich durch etwas, das unsere Eltern sagten. Sie liessen uns nicht in die Nähe des Verbrennungsplatzes ge­hen.»

**4 Der Grundstückseigentümer des zweiten Gefangenenlagers**

Hans H., der ältliche Inhaber des Gasthofs ‹Obere Mühle›, war der erste gewählte Bürgermeister von Ha. nach dem Krieg. Er war sehr stolz auf seinen Sieg über den von der amerikanischen Militärregierung eingesetzten sozialdemokratischen Amtsinhaber. Er fasste die Wahl so zusammen: «Der rechte Mann hat gewonnen.» Liberale Gemeindemitglieder erinnern sich gern, dass er wegen «Schwarz‑Mahlens» aus dem Amt entfernt wurde. H. Lächelte breit, als er erfuhr, dass der gegenwärtige Bürgermeister uns ein Interview mit ihm vorgeschlagen hatte. Es wurden nur wenige Fragen gestellt, hauptsächlich, um Details zu rekonstruieren:

«Ungefähr 80% der KZ‑Häftlinge trugen grüne Dreiecke. Sie waren gewöhnliche Verbrecher. Die meisten anderen trugen rote Dreiecke. Das waren die Politischen. Es gab da einen französischen Arzt, der ziemlich oft Lebensmittelpakete bekam. Normalerweise wurden die Pakete geöffnet, und die Gefangenen erhielten nur einen Teil des Inhalts. Die Pakete des Arztes kamen in wasserdichten Beuteln an. Damit sie nicht geöffnet wurden, richtete ich es so ein, dass er die Pakete mit der Ausrede abholen konnte, er müsse einen Eimer Wasser vom Gasthof holen (neben der Scheune, E. L.). Der Doktor gab meinen Kindern Schokolade.

Mitunter schob ich etwas Brot und Kartoffeln durch den Zaun. Ich sagte den Posten, sie sollten wegschauen. Nicht viele Gefangene starben, während sie hier untergebracht waren. Vielleicht fünf starben. Die Kranken wurden zurück nach Flossenbürg geschickt. Das Essen war nicht schlecht. Es war ungefähr so wie für die deutschen Soldaten.

Ich habe nie die Wachen, die von der Wehrmacht kamen, einen Gefangenen schlagen sehen, aber die Kapos waren fürchterlich. Einmal habe ich einen Kapo angebrüllt, der einen Gefangenen schlug. Er war so krank, dass er kaum laufen konnte. Der Kapo schrie zurück: ‹Wenn Sie nicht den Mund halten, werden Sie auch hier landen. Ich melde Sie der SS.›

Während eines Appells floh ein polnischer Gefangener. Er kam nicht sehr weit, aber er schaffte es, sich Zivilkleider zu besorgen. Er wurde gefasst und sollte gehängt werden. Die Polizei von He., die gerade als Wache eingesetzt war, schlug ihn, bis ihm das Blut aus den Ohren lief. Ich versuchte sie aufzuhalten und sagte: ‹Er wird doch sowieso in zehn Minuten gehängt.› Die Wachen schlugen ihn weiter und riefen mir zu: ‹Das ist nicht Ihre Sache.›

Nachdem die Gefangenen alle im Herbst in das Lager He. überführt worden wa­ren, fragte ich einen Posten, wie viele Leichen pro Tag im Krematorium verbrannt werden könnten. Er antwortete: ‹Es funktioniert nicht sehr gut. Es verbrennt nur drei oder vier Leichen am Tag› Später nach einigen Änderungen wurden ungefähr acht am Tag verbrannt. Einmal, als der Gestapo‑Chef im Gasthof abstieg, und ich wusste, dass er lange genug bleiben würde, ging ich hinüber zum Krematorium um es mir anzusehen. Ich sah, wie Gefangene dazu verwendet wurden, die Leichen hineinzuschieben. Sie waren so dünn, dass sie bis auf die Knochen abgemagert waren.

Es starben so viele Gefangene, dass das Krematorium nicht alle schaffte. Kurz vor Weihnachten brach eine Seuche aus. In dem Lagerraum und auf einem Lastwagen waren bestimmt 300 Leichen aufgetürmt. Das Problem war nicht so schlimm wie zu einer anderen Jahreszeit, denn die Leichen gefroren.

Einer derjenigen, die ich oft zu Gesicht bekam, war v. d. L. Er war Betriebsdirektor der «Grossdeutsche Schachtbau und Tiefbohr» und hat jetzt eine hohe Stellung bei der Firma in Mülheim an der Ruhr. v. d. L. sagte, die Gefangenen stürben nicht in den Stollen, sondern im Lager. Wenn sie zurück zum Lager marschierten, nahmen sie ihre Kranken mit.

Ich war einer der Zeugen für v. d. L. beim Nürnberger Prozess. KZ‑Häftlinge sagten aus, er habe sie mit seinem Stock geschlagen, mit einem Spatenstiel und sie getreten. Sie sagten, er sei ein sehr schlechtes Beispiel für die anderen Angestellten seiner Firma gewesen und er habe die Namen derjenigen Gefangenen gemeldet, die seiner Meinung nach nicht schwer genug arbeiteten, damit sie im Lager verprügelt würden.

Die Zeugen die ehemalige Häftlinge waren gaben sehr verworrene Berichte von dem, was geschehen war. Sie logen darüber, wer wer war. Sie konnten v. d. L. einfach nicht eindeutig identifizieren, und er wurde freigesprochen.

Am schlimmsten waren die SS‑Wachen aus der Ukraine. Sie schlugen die Gefangenen mit dem Gewehrkolben. Deutsche taten so etwas niemals. Ich hatte auch Ärger mit den ukrainischen SS‑Wachen. Es stellte sich die Frage, was mit ungefähr 50 Kubikmetern Erde geschehen sollte. Ich schlug vor, dass sie sie am Mühlgerinne abladen sollten, wo der Damm gerade repariert wurde. Während das geschah, entdeckten sie den Ort, wo ich einen Vorrat von Bier und Brot versteckt hatte, der über unsere Ration hinausging. Die Wachen meldeten das der Gestapo. Die Ausländer aus Polen und Russland, die durch Sauckel hierher gekommen wa­ren, wurden in brandneuen Baracken untergebracht, dort, wo jetzt der See ist. Die Baracken waren massiv aus Stein gebaut.»

**5 Ein älteres Bauernpaar aus M.**

Frau M. übernahm bei der Beantwortung von Fragen die führende Rolle. Herr M. war zur Zeit des Doggerwerks Gefangener bei den Russen. Seine eher spärlichen Kommentare schienen vor allem dazu zu dienen, die Wichtigkeit von Ereignissen herunterzuspielen.

Interviewer: «Wussten Sie, was in dieser Gemeinde 1944-45 geschah?»

Frau M.: «Natürlich. Wir wussten es alle. Die Leichen wurden gewöhnlich mit Lastwagen transportiert, aber manchmal befanden sie sich auf Anhängern, die von Lastwagen gezogen wurden.»

Interviewer: «Wie sprachen die Leute von diesen Ladungen, wenn sie sahen oder hörten, wie die Lastwagen sich näherten?»

Frau M.: «Sie sagten, ‹Sie kommen wieder!› oder ‹Sie bringen wieder welche.› Wenn man vom Einkaufen aus Ha. kam und den Rauch sah, hat man gewusst, was los war. Da oben (zeigt auf die Erhebung) haben sie sie verbrannt. Der Geruch im Tal war bei M. nicht so schlimm wie an anderen Stellen.»

(Herr M. warf ein, dass man in Mb. über alles besser Bescheid wüsste als sie.)

Interviewer, zu Herrn M.: «Mussten die Leute in M. Holz liefern?»

Herr M.: «Nein. Aber die Leute in Mb. und Sch.»

Frau M.: «Wir waren froh, dass man nicht mehr sah oder hörte. Man musste sich nicht mehr darum küm­mern...»

**6 Ein Ratsmitglied der Gemeinde Ha.**

Herr G. ist Mitglied des Gemeinderates von Ha. Während des letzten Jahres des Zweiten Weltkrieges wurde er zusammen mit anderen Angehörigen der Luftwaffe in das Konzentrationslager He. versetzt. Dort kam er, gemäss den Lagerbestimmungen, zur SS. Frau G. blieb während des ganzen Interviews mit ihrem Mann im Zimmer. Als es zu Ende war, steuerte sie von sich aus einige eigene Beobachtungen bei.

«Gegen Ende des Krieges wurden einige der Insassen des Lagers He. (wie auch aus anderen Lagern; E. L.) zu Einheiten zusammengestellt und an die Front geschickt. Unter ihnen waren viele mit lebenslänglichen Haftstrafen, die grüne Dreiecke trugen. Eine verbreitete Art ihres Militärdienstes war es, für die regulären Armee‑Einheiten Minenfelder zu räumen.»

Frau G.: «Bis zum Frühling 1944 war das einzige Konzentrationslager, von dem ich gehört hatte, Dachau. Während ich auf dem Feld arbeitete, sah ich oft KZ‑Häftlinge, die am Endpunkt der Normalspurbahn am unteren Hang des Berges aus dem Zug stiegen. Bis zu 600 oder 700 kamen mit einem einzigen Zug. Eines Tages im Herbst 1944 grub ich in der Nähe des Kopfbahnhofs Kartoffeln aus. Die Gefangenen mussten zu den Stollen marschieren. Ich konnte ihren Anblick nicht ertragen. Sie sahen wie Gerippe aus. Danach hörte ich auf zu arbeiten und ging ins Haus, wenn sich der Zug dem Ende der Strecke näherte. Ich konnte es nicht ertragen, sie anzusehen und ich konnte ihnen nichts zu essen geben. Manchmal hörte ich zu Hause den Lastwagen vorbeifahren, der eine weitere Ladung Tote in den Wald bei Sch. brachte.»

**7 Frau 0., Ladenbesitzerin**

Mein Mitarbeiter und ich gingen hin und wieder in Frau O.s Laden, um kleine Besorgungen zu machen. Als wir schliesslich dort hingingen, um ein Interview zu verabreden, sagte sie, sie sei durchaus bereit, sofort mit uns zu sprechen, wenn wir es wünschten. Innerhalb von Sekunden sassen wir bequem in einem Nebenzimmer, und das Interview, das sie anscheinend seit Monaten erwartet hatte, begann. Nur ein kleiner Teil davon wird hier wiedergegeben.

Frau O., etwa 70 Jahre alt: «Die KZ‑Häftlinge wurden brutal behandelt. Einmal sah ich, wie ein völlig abge­magerter Gefangener zusammenbrach und mit dem Ge­sicht nach unten auf die Erde fiel. Der Posten drehte ihn an einem Arm auf den Rücken und trat ihn vor die Stirn. Der Gefangene wurde in das Krankenrevier in H.s Scheune gebracht. Er starb dort. Der SS‑Sturmscharführer, der in demselben Gebäude wohnte und hier Miete zahlte, sah alles. Er rief dem Posten zu: ‹Das muss doch nicht sein.›»

**8 *Der Führer der Hitler‑Jugend von Ha.***

Herr G., der von Beruf Postbeamter ist, hat sein ganzes Leben in Ha. gewohnt. Zur Zeit des Interviews war er stellvertretender Bürgermeister. Sein 14. Geburtstag fiel in die Zeit des Doggerwerks, und er war Jungenschaftsführer der Hitler‑Jugend von Ha.

«1941, als Deutschland Russland angriff, sagte meine Mutter, die Postmeisterin des Dorfes: ‹Jetzt werden wir verlieren.› Ein Mann aus dem Dorf, der diese Bemerkung hörte, als er seine Post abholte, sagte: ‹Wenn Sie so etwas sagen, werde ich dafür sorgen, dass Sie ins KZ kommen.› Schon 1944 fand der Unterricht im Gymnasium von He. nur unregelmässig statt, weil Heizmaterial und auch Lehrer knapp waren. Ende Februar 1945 wurde das Gymnasium geschlossen.

Ich war auf jede denkbare Weise in der Hitler‑Jugend engagiert. Besonders gefielen mir die Zeltlager. Dort lernten wir kundschaften und wurden vormilitärisch ausgebildet. Jeden Morgen standen wir früh auf. Vor dem Frühstück machten wir zwei Kilometer Dauerlauf über die taunassen Felder. Wir verbrachten auch viel Zeit damit, im Radio die Nachrichten von der Ostfront zu hören

Als die KZ‑Häftlinge in zwei spezielle Lager nach Ha. kamen, spielten ich und fünf andere von der HJ ein geheimes Spiel. Wir stahlen Gemüse von den nahen Feldern und warfen es über den Lagerzaun; dafür bekamen wir manchmal russische Zigaretten – Machorkas – die wir heimlich probierten.

Eines Tages sah ich einem Trupp Gefangener zu, die ein Telefonkabel zum Hauptquartier des SS‑Führungsstabes legten. Ich stand vor unserem Haus und ass eine Scheibe Brot, als ein Gefangener mich darum bat. Ich gab ihm das Brot. Der Posten sah das und schlug den Gefangenen mit dem Kolben seines Gewehres. Mein Vater beobachtete die Szene von einem der oberen Fenster. Er rief der Wache zu: ‹Schämen Sie sich nicht? Sehen Sie denn nicht, dass diese Leute Hunger haben?› Der Posten schlug weiter zu und bedrohte schliesslich meinen Vater.

Ich glaube, dass die Leute im Dorf erst begriffen, was die Worte ‹Konzentrationslager› bedeuteten, als sie tatsächlich Häftlinge zu Gesicht bekamen. Nachbarn redeten über den Unterschied zwischen denjenigen, die grüne und denen, die rote Drei­ecke trugen. Sie stellten fest, dass gewöhnlich die Grünen die Kapos waren und die anderen Gefangenen schlugen.

Die Häftlinge trugen Holzpantinen und gestreifte Anzüge. Sie marschierten ziemlich geordnet, in Dreier‑ oder Vierer‑Reihen, aber nicht im Gleichschritt. Ein SS-Mann oder ein grüner Kapo marschierte an der Spitze, dann folgte die Kolonne der Gefangenen, ungefähr 60 Mann. Ein oder zwei SS‑Männer und ein Hund an der Leine bildeten die Nachhut. Einigen Gefangenen fiel es schwer, Schritt zu halten. Dann schrieen die SS‑Männer ‹Aufrücken+›

Vier SS‑Männer lernte ich sehr gut kennen. Es waren prima Leute. Sie sorgten für vier Schäferhunde, die auf dem Marsch zur Arbeit und zurück eingesetzt wurden. Die SS‑Männer richteten sie auf einem besonderen Feld hinter den Baracken des SS‑Führungsstabes ab. Einer zog die gestreifte Gefangenen‑Uniform an und einen Armschutz. Der andere hetzte die Hunde auf ihn.

Der Bauplatz war umgeben von Schildern mit der Aufschrift ‹Betreten verboten›. Der Platz wurde sehr sorgfältig bewacht. Das sorgte für Gerüchte. Zu Anfang hiess es, im Berg solle eine Messerschmitt‑Fabrik gebaut werden.

1944 besuchte Göring das Projekt. Obwohl er ein Schloss in Velden besass, erschien er in Lederhosen. Es waren einige Ingenieure und verschiedene Prominente in Zivil dabei. Nur ein paar Wachen und Fahrer trugen Uniform. Die Neuigkeit von Görings Besuch im Dorf verbreitete sich rasch, und Mitglieder der Hitlerjugend versammelten sich am ‹Schwarzen Adler›, wo die Wagen standen. Mir gelang es, einen Händedruck von Göring zu ergattern. Dann wanderten die Besucher zum Houbirg, um den Platz zu inspizieren.»

**9 Ein Führer des Jungvolks in Fö.**

Herr R. H. leitet einen kleinen Verlag in einer deutschen Grossstadt. Zur Zeit des Doggerwerks wurde er 13 Jahre alt. Er war damals Jungenschaftsführer beim Jungvolk in Fö. Sein Vater war evangelischer Pastor.

«Ich ging zur Oberrealschule in He. Zwischen sieben und acht Uhr morgens fuhr ich mit dem Fahrrad von zu Hause los. Manchmal traf ich Häftlingskolonnen. Ich wusste nicht, was die Abzeichen auf ihren Uniformen be­deuteten. Mir war klar, dass sie keine richtigen Verbrecher waren, aber dass sie nicht kriminell waren, konnte ich nicht glauben. Ich folgerte, dass es keine Kriegsgefangenen waren. Ich nahm an, dass sie in dem Fall nicht so schwer hätten arbeiten müssen. Es ging mir nicht auf, dass die Häftlingskolonnen irgend etwas mit Dingen zu tun haben könnten, die die Nazi‑Partei zu vertreten hatte. Ich sah nur Gefangene, die verhungert aussahen und schwach. Leichen habe ich nie gesehen. Von Konzentrationslagern hatte ich noch nichts gehört.

Ich fragte meinen Vater nach dem niedrigen Ziegelgebäude mit dem grossen Schornstein. Er wollte nicht darüber sprechen. Er lenkte von meinen Fragen ab, indem er sagte: ‹Wir wissen nicht genau, was los ist. Wir hören nur Gerüchte.› Als ich meinen Vater fragte, wer die Gefangenen seien und warum man sie so schlecht behandelte, sagte er: ‹Wir können darüber nichts Genaues sagen. Du musst vorsichtig sein. Du darfst den Gefangenen nichts geben. Du weisst, was die Posten tun, wenn die Leute etwas geben.›

Mein Vater hatte einen Bruder, der dem Generalstab des Heeres angehörte. Ihm unterstand das Militärtransportwesen in ganz Südosteuropa. Als der General zu Besuch kam, führten er und mein Vater lange Unterhaltungen.

Ende 1944 oder Anfang 1945 flogen alliierte Flugzeuge über Ha. hinweg, wenn ich auf dem Schulweg war, und ich sprang in einen Graben. Bei Luftalarm während des Unterrichts ging ich manchmal hinaus und fuhr mit dem Rad nach Hause. Die Luftangriffe machten mir nicht viel aus. Ich nahm den Luftalarm leicht. Es kamen nicht viele Flugzeuge bis He. Ungefähr Ende Januar 1945 wurden die Oberrealschule und alle anderen Schulen geschlossen.

Als Jungenschaftsführer beim Jungvolk ging ich oft zu Versammlungen in He. und in L. Alle diese Unternehmungen machten mir viel Spass, aber mein Vater warnte mich des öfteren, nicht zu viel zu tun. Er hatte aber nichts dagegen, dass ich zum Jungvolk gehörte. Mir ist jetzt klar, dass mein Vater besorgt war, weil er wusste, dass er in seiner Kirche von Vertretern der Partei überwacht wurde.»

**10 Zehnjährige begegnen der SS**

Herr R. ist in der Schulverwaltung tätig. Er wohnt jetzt in Ha., aber er wuchs in Sch. auf. Zur Zeit des Doggerwerks feierte er seinen zehnten Geburtstag.

«Zu jener Zeit war ich eng mit drei anderen Jungen meines Alters befreundet. Wir fuhren oft mit unseren Fahrrädern von Sch. nach Ha. Die Strasse führte in ungefähr 35 Metern Entfernung an dem Ort vorbei, an dem die Leichen der Gefangenen ver­brannt wurden. Manchmal hielten uns SS-Posten an, die auf der Strasse standen, und riefen uns zu, wegzugehen. Meistens durften wir weiterfahren, aber wir mussten den Kopf zur Seite drehen. Wir hatten immer irgendeine Ausrede, etwa, dass wir für unsere Mütter zum Markt fuhren. Wir alle mochten die regulären Soldaten, die wir sahen, aber nicht die SS. Wann immer SS‑Leute ins‑Dorf kamen, geschah etwas Schlimmes.

Einmal fuhren wir, nachdem man uns erlaubt hatte weiterzufahren, ein kleines Stück die Strasse hinunter und drehten uns dann um, um zu sehen, was geschah. Der Posten rief uns zu, in die andere Richtung zu schauen und nach Hause zu fahren. Nachdem wir ein kurzes Stück gefahren waren, sagte ein Junge, er werde zurückfahren, um zu sehen, was sie taten. Ich und die anderen hatten Angst und gingen nach Hause. Später, als wir den Jungen trafen, erzählte er uns folgende Geschichte: ‹Ich versteckte mich im Gebüsch und beobachtete. Einige Gefangene mussten einen Graben ausheben. Dann standen sie an dessen Rand und wurden erschossen.›

Die Jugendführer der Nazis bemühten sich sehr, die jüngeren Jungen aus Sch. dazu zu bewegen, dem Jungvolk oder der Hitler‑Jugend beizutreten. Man besuchte mich, um mir von den Aktivitäten des Jungvolks zu erzählen und gab mir einen Zettel, den ich beim nächsten Treffen abgeben sollte. Am folgenden Sonntag kam ich der Aufforderung nach und ging hin, und ich erhielt ein Hemd, eine Hose und einen Gürtel. Nachdem wir viel gesungen hatten, endete die Versammlung, und ich ging heim, sehr zufrieden mit meiner neuen Uniform. Am nächsten Sonntag ging ich nicht wieder hin. Als ein Besucher erschien und nach dem Grund fragte, sagte ich ihm, ich sei krank gewesen. Ich nahm nur zweimal an den Treffen teil, und so besuchte man mich wiederholt, um herauszufinden, warum ich nicht gekommen sei. Einmal erzählte ich dem Besucher, dass ich Kühe gesucht hätte. Beim nächsten Mal ersetzte ich die Kühe durch Schafe und danach Gänse, und schliesslich sagte ich, ich hätte auf meine Schwester aufpassen müssen.

Der einzige Laden in Sch. war nicht besonders gut sortiert, so dass meine Mutter und ich für Dinge, die wir brauchten, mit dem Fahrrad nach Ha. fuhren. Einmal, als sie ein paar Rüben und anderes Gemüse hinten auf dem Fahrrad hatte, trafen wir auf eine Kolonne Gefangene, und sie rissen uns das Gemüse vom Fahrrad. Wenn meine Mutter allein nach Ha. fuhr, bemerkte ich des Öfteren, dass sie immer etwas hinten auf das Rad tat oder am Lenker festhielt. Wenn ich allein fuhr, meistens direkt nach dem Frühstück, gab sie mir manchmal Lebensmittel zum Mitnehmen, aber es wurde nicht gesagt, was damit geschehen sollte. Wann immer meine Eltern über den Krieg und die Regierung sprachen, schickten sie mich hinaus.

Mein Vater ging nach Wilhelmshaven zur Marine. Eine kurze Zeit war er Gefangener bei den Briten. Als er frei und wieder zu Hause war, hörte er, wie ich mit den anderen Jungen über den Verbrennungsplatz sprach. Mein Vater wurde ärgerlich und fragte meine Mutter, worüber wir redeten und ob es stimmte. Sie sagte: ‹Ja, es ist wahr.›»

**11 Eine Bäuerin aus Mb.**

Frau H., etwa 80 Jahre alt, wohnt mit der Familie eines ihrer Kinder auf dem Bauernhof, auf dem alle acht geboren wurden. Er liegt in der Nähe des Verbrennungsplatzes, wo die Toten verbrannt wurden. Das Interview fand am Rand der Strasse von Mb. nach Sch. statt, wo sie zwei grosse Bauernkörbe mit Löwenzahnblättern für ihre Kaninchen füllte. Nach dem In­terview luden wir ihre Körbe in den Kofferraum des Wagens und fuhren sie nach Hause, wo wir auch die Bekanntschaft ihrer Tochter machten. Frau H. beantwortete unsere Fragen zwanglos und bisweilen tiefbewegt. Zur Zeit des Doggerwerks war sie in ihren Fünfzigern.

«Einmal, als ich auf dem Feld in der Nähe des Verbrennungsplatzes arbeitete, kam ein SS‑Posten aus dem Wald auf das Feld. Er sah so dünn und hungrig aus, dass ich ihn fragte, ob er etwas essen wolle. Ein anderes Mal, als ich vom Einkaufen in dem Lebensmittelgeschäft in Ha. kam, traf ich einen anderen SS‑Posten, der sehr hungrig schien. Er sah Brot in meinem Bündel und bat mich um ein wenig davon. Ich sagte ihm, ich hätte kein Messer. Er nahm sein eigenes Messer heraus, und ich schnitt etwas Brot für ihn ab.» (Frau H. hatte Tränen in den Augen, als sie sich an diesen Vorfall erinnerte; E. L.).

«Die Leute hier nennen diese Hügelkuppe ‹Himmel›.»

Interviewer: «Warum nennen sie sie Himmel?»

Frau H.: «Ich weiss nicht. Vielleicht wegen des rötlichen Scheins, der den Himmel über dem Wald erleuchtete. Vielleicht glaubten die Leute, dass die Seelen der Gefan­genen in den Himmel gingen. Eines Abends rannte ei­ner meiner Söhne ins Haus und rief: ‹Mamma, der Wald brennt.› Manchmal waren die Flammen so hoch, dass es so aussah, als ob die Bäume brannten. Immer, wenn sie Leichen verbrannten, war der Geruch entsetzlich, und wenn der Wind den Rauch nach Mb. brachte, war es fürchterlich.

Die Gefangenen mussten andere Gefangene verbrennen. Andere Leute hier aus der Gegend sahen Gefangene dort arbeiten. Einer der Posten, aber nicht der, dem ich etwas zu essen gab, war manchmal hier und erzählte mir dasselbe. Er sagte auch, dass man den Gefangenen für diese Arbeit zusätzliche Nahrung anbot. Nachdem ein Feuer eine Weile gebrannt hatte, konnte man manchmal Schüsse hören. Die Leute sagen, dass die Verantwortlichen keine Gefangenen als Zeugen wollten und sie deshalb erschossen.

Vor den Krieg war mein Mann in He. beschäftigt. Er nahm gewöhnlich eine Abkürzung durch den Wald. Als er auf Heimaturlaub war, versuchte er, eben diese Abkürzung zu nehmen. Er wurde von einem Posten ange­halten, der sagte: «Wenn Sie versuchen weiterzugehen, erschiesse ich Sie.» Ein anderer Soldat auf Heimaturlaub aus den Osten kam mit dem Fahrrad von Ha. Um den langen steilen Hang nach Sch. hinaufzukommen, hielt er sich an der Rückseite eines vorbei­fahrenden Lastwagens fest. Das vordere Ende war mit einer Plane bedeckt. Auf dem steilsten Stück der Strasse fingen Leichen an, unter der Plane hervorzurutschen. Der Soldat sagte, er sei entsetzt gewesen.

Einmal, als ich nach Ha. ging, um einzukaufen, kam eine lange Kolonne Gefangene durch das Dorf. Ein Gefangener fiel plötzlich auf die Erde. Die Kolonne marschierte weiter, und den Gefangenen liess man dort liegen, wo er gefallen war. Niemand tat etwas für ihn.

Eines Tages, als ich aus einem Laden in Ha. kam, zog eine lange Reihe von Gefan­genen vorbei. Sie sahen hungrig auf das Brot, das ich trug, und ich gab ihnen einen Teil des Laibes. Der Posten am Anfang der Kolonne muss genug gehört haben, um zu wissen, dass die Vorschriften verletzt wurden. Er drehte sich plötzlich um und rief: ‹Was ist los? Machen Sie, dass Sie wegkommen! Sie dürfen ihnen nichts zu es­sen geben.› Wenn jemand hungert, dann muss ich ihm doch zu essen geben! Wenn ich ihm was zum Essen gebe, so wird Gott dafür sorgen, dass meine Kinder von anderen Leuten auch etwas bekommen.

Man sagt, dass die Decke in einem der Stollen eingebrochen ist – und viele Gefangene getötet hat. Niemand – weder die Gefangenen noch die Posten oder Offiziere – hat irgend etwas unternommen, um die Toten zu entfernen. Die Leichen blieben in den Stollen.»

**12 Ein SS‑Zeuge berichtet über ein Stollenunglück**

Eine ganz andere Quelle berichtet über ein Stollenunglück. Herr L. befehligte eine der beiden Strafkompanien von SS‑ und Polizeihäftlingen, die von Dachau zur Arbeit am Doggerwerk verlegt worden waren. Seine nachfolgende Aussage war Teil einer langen Interview‑Antwort, die von keinerlei Fragen über Unfälle eingeleitet oder unterbrochen wurde: »Es gab viele Verluste in den Stollen. In Stollen ‹G› kamen bei einem Umfall 60 Personen ums Leben. Ich erhielt diese Information von einem SS‑Posten.»

**13 Der Bürgermeister von Fö.**

Zur Zeit des Interviews war Leonhard L. Bürgermeister von Fö. Während des Krieges kämpfte er vor allem an der Ostfront gegen russische Truppen und wurde achtmal verwundet. Beim Militär hatte er an einer Sonderausbildung für Scharfschützen teilgenommen, und er erhielt verschiedene militärische Auszeichnungen für seine Geschicklichkeit und Kampfleistungen. Sein Feldstecher und das Zielfernrohr seines Gewehres sind ihm wertvolle Andenken an den Krieg, die er in seinem Büro aufbewahrt. Es geht an dieser Stelle um seine Beobachtungen bei einer Besichtigung der Doggerwerk‑Anlagen, während er auf Heimaturlaub war.

«Während meines Urlaubs besuchten meine Frau und ich das Lager Fö. Weil ich Uniform einschliesslich meiner militärischen Auszeichnungen trug, gewährte man mir Zutritt zum Lager, aber meine Frau wurde abgewiesen.

Zuerst ging ich zum Krematorium, wo ich einen deutschen Luftwaffen‑Offizier traf. Zwei KZ‑Häftlinge sassen vor dem Ofen. Der Ofen hatte vier Türen mit je einem Guckloch, so dass man sehen konnte, wann der nächste Leichnam verbrannt werden konnte. Direkt vor dem Gebäude stand ein Lastwagen mit 40 Leichen. Alle waren nackt und hatten eine aufgemalte Nummer auf dem Schenkel.

Ich ging dann dorthin, wo man Gleise für eine Normalspur‑Bahn legte. 40 oder 50 Gefangene mussten fertige Schienenstücke tragen, an denen die Schwellen bereits befestigt waren. Die Gefangenen waren entsetzlich dünn und schwach und konnten kaum die montierten Gleiseinheiten heben. Kapos schlugen sie mit Stöcken auf Kopf und Schultern. Ich konnte diese Prügelei nicht mitansehen. Ich ging zu dem Wachposten und fragte ihn: ‹Warum erlauben Sie ihnen, ihre eigenen Leute zu schlagen?› Der Posten antwortete: ‹Ich kann nichts machen. Wenn ich versuche, etwas zu ändern, krieg' ich auch einen gestreiften Anzug.› Ich sagte ihm, dass, wenn ich hier wäre, ich mir diese Kapos vornehmen und dafür sor­gen würde, das sie nie wieder Gefangene schlügen. Der Posten schnauzte: ‹Wenn Sie hier wären, würden Sie überhaupt nichts ändern.›

Anschliessend ging ich zu einem der Stolleneingänge, wurde aber von einem Mitglied des SS‑Sicherheitsdienstes angehal­ten. Ich versuchte, ihn zu überreden, mich hineinzulassen. Ich trat sehr bestimmt auf. Er gab mir ein grobes ‹Nein› zur Antwort und fügte hinzu: ‹Wenn Sie nicht zur Strasse gehen, muss ich Sie als Spion ver­haften.›

Während meines Urlaubs sah ich öfters den Geisterzug. Einmal sah ich eine Gruppe von 60 Mann, mit einem Posten vorn und einem hinten. Das Wetter war kalt und nass, und die Gefangenen waren dünn bekleidet und trugen an den Füssen nur Holzpantinen. Sie sahen entsetzlich unterernährt aus. An der Ostfront in Russland habe ich viel gesehen, aber dies war schlimmer als alles, was ich jemals vorher gese­hen habe. Die Gefangenen der vordersten Reihe, die an den Seiten und die der letzten Reihe hielten ein Seil, so dass die Einheit von 60 Gefangenen von einer vollstän­digen Schlinge umgeben war.

Während meines Heimaturlaubs fanden die Verbrennungen im Krematorium nicht jeden Tag statt. Wenn meine Frau morgens die Tür öffnete, konnte sie riechen, ob an dem Tag Leichen verbrannt wurden oder nicht

Eines Tages arbeiteten Frauen aus dem Dorf auf den Feldern, dort, wo KZ‑Häftlinge Baracken für das Lager Fö. bauten. Viele waren ungarische Juden, die auch Deutsch sprachen. Sie sagten, sie verhungerten. Den Frauen gelang es, ihnen ein paar gekochte Kartoffeln und etwas Brot zu geben. Sie schafften das aber nur einmal. Am nächsten Tag erwischte sie der Posten und drohte ihnen damit, dass sie selbst in das Lager He. kämen.»

**14 Jemand, der nichts wusste**

Frau Ha. ist die Witwe des evangelischen Pastors von Fö. Als junge Frau war sie Englischlehrerin. Von Interesse sind hier ihre Antworten auf Fragen über ihr Wissen von den Geschehnissen um das KZ‑Aussenlager.

«Von unserem Haus konnte man das Tal hinunter bis Ha. und noch weiter sehen. Man konnte Rauch sehen, der aus dem Schornstein eines niedrigen Ziegelgebaudes quoll. Oft roch es entsetzlich, wenn ich morgens die Tür öffnete. Es war immer dasselbe. Hin und wieder sagte ich zu meinem Mann: ‹Da ist wieder dieser fürchterliche Geruch.› Er sagte mir: ‹Es gibt Gerüchte, aber wir wissen nicht so recht, was los ist.›»

Interviewer: «Wann erfuhren Sie, wofür man das niedrige Ziegelgebäude mit dem hohen Schornstein verwendete?»

Frau Ha.: «Ich wusste nichts, bis die Amerikaner kamen.»

**15 Die Aufseherin einer Putzkolonne von Zwangsarbeitern**

Zu einem frühen Zeitpunkt unserer Felduntersuchung lehnte Frau N. aus Ha. ein Interview ab. Sie tat dies als einzige Person des Ortes. Einige Zeit später kam sie zu der Wohnung, wo eine kleine Gruppe junger Leute die im Zusammenhang mit dem Doggerwerk aufgetretenen Ereignisse diskutierte. Als jemand, der die Belastungen jener Zeit erlebt hatte, war ihre unangekündigte Ankunft von grossem Wert für die Diskussion, die ihrerseits die Gelegenheit für ein Interview bot. Frau N. ist eine eifrige Leserin und eine Hauptstütze der Dorfbibliothek.

Frau N: «Viele Leute stellten für die Gefangenen etwas zu essen auf die Strasse.»

Interviewer: «Ein wie grosser Teil der Dorfbevölkerung, würden Sie sagen, versuchte auf irgendeine Weise, den Gefangenen Nahrungsmittel zu geben?»

Frau N: «Fast alle Einwohner stellten manchmal Nahrungsmittel auf die Strasse Es gab zwei Arten von Posten, diejenigen, die so taten, als sähen sie die Nahrungsmittel nicht, und die brutalen. Viele Posten stiessen das Essen mit dem Fuss fort. Einmal sah ich einen Posten einen Gefangenen treten, der nach etwas Essbarem auf der Strasse griff. Ich sagte zu ihm: «Bitte, seien Sie doch nicht so brutal und grau­sam.» Ich sah nur einen solchen Vorfall, aber ich glaube, es geschah sehr oft.»

Interviewer: «Hatten Sie jemals etwas zu tun mit KZ‑Häftlingen oder Zwangsarbeitern?»

Frau N: «Ich beaufsichtigte zwei Polinnen und einen Polen bei der Reinigung der Bauleitungsräume. Ich musste bei der Reinigungsarbeit sehr streng sein. Ich hatte Angst, dass ich ins Konzentrationslager geschickt würde, wenn die Arbeit schlecht gemacht war. Ich hatte auch Angst, dass die polnischen Arbeiter ins Konzentra­tionslager geschickt würden, wenn ich nicht genau aufpasste, und die Leute von der Bauleitung sich beschwerten. Nach dem Kriege hätten sie mich dafür verantwort­lich gemacht, dass man sie dorthin geschickt hatte.»

**16 Der Besitzer einer Imbissstube und eines Zeitungsstandes**

Herr und Frau M. besassen damals einen kleinen Laden in He. Sie verkauf­ten Zeitungen und Zeitschriften; dazu gehörte eine Imbissstube, wo sie kleine Erfrischungen anboten. Sie wohnten in der Nähe des linken Ufers des Flusses P., von wo sie einen guten Blick auf die Brücke hatten, über die die Kolonnen der Gefangenen zogen.

Mitunter konnte man sehr kleine Gruppen von KZ‑Häftlingen in den Nebenstrassen von He. sehen, die von privaten Firmen beschäftigt wurden. Normalerweise gab es je zwei Posten für eine Zehnergruppe. Die Beziehung der M.s zu einer solchen Arbeitsgruppe war das Hauptanliegen zweier sehr kurzer Interviews.

Frau M. (ungefähr 80 Jahre alt): «Eine Gruppe von Gefangenen mit zwei Wachposten hielt regelmässig bei uns. Die Posten kauften Kaffee und Zeitungen. Ich gab den Gefangenen immer Kaffee und Brot oder etwas anderes an der Theke. Die Posten wurden stehengelassen, während die Gefangenen ihren Kaffee tranken. Das war meine Art, die Posten wissen zu lassen, was ich von diesen Dingen hielt.

Das Schlagen von Gefangenen war ein alltäglicher Anblick auf der Brücke. Einmal sah ich einen Gefangenen, der mehrere Stücke Feuerholz trug. Als ein Scheit auf die Strasse fiel, schlug der Posten den Gefangenen erbarmungslos. Der Gefangene rief dem Posten zu, ihn besser gleich totzuschlagen (‹Schlag mich lieber ganz tot.›)

Mitunter sahen mein Mann und ich auch, wie SS‑Männer bestraft wurden. Hohe SS‑Offiziere zwangen SS‑Unteroffiziere dazu, durch den Fluss zu waten.»

Herr M (ungefähr 80 Jahre alt): «Ich war Kranführer und belud Eisenbahnwaggons. Dabei half mir ein russischer Kriegsgefangener. Nach der Arbeit half ich in unserem Laden. In dem strengen Winter 1944/45 hielten oft SS‑Posten am Laden, um Kaffee und Zeitungen zu kaufen. Zwei von ihnen brachten ihre Gefangenen-Arbeitsgruppe mit in den Laden. Meine Frau und ich gaben den Gefangenen Brot und Kaffee am Ladentisch. Irgendein Geschäftsmann muss den Behörden davon berichtet haben. Der Kommandant des Lagers He. kam persönlich und befahl uns, den Gefangenen nie wieder zu essen zu geben. Meine Frau und ich hörten damit nicht auf, aber wir mussten viel vorsichtiger sein.»

Interviewer: «Warum würde ein Geschäftsmann die Behörden verständigt haben, wenn die SS‑Posten es zuliessen, dass Sie den Gefangenen zu essen gaben?»

Herr M.: «Mehrere Ladenbesitzer in He., die der SS angehörten, arbeiteten auch als Wachposten bei dem Projekt in Ha. Sie flohen mit der SS, der die Lager und das Projekt unterstanden, und sind nie zurückgekehrt. Manche Leute sagen, sie wurden von den Gefangenen umgebracht. Keiner der Ladenbesitzer, die als Posten gearbeitet haben, ist noch in He.»

**17 Der Gemeindesekretär von Ha**

Vor einigen Jahren war Herr B. stellvertretender Bürgermeister der Gemeinde Ha., einer politischen Verwaltungseinheit, die in den vergangenen Jahren um fast ein Dutzend Marktflecken und Dörfer erweitert wurde. Zur Zeit des Interviews war er Gemeindesekretär. Nur ein kurzer Auszug aus einem der informellen Interviews mit Herrn B. wird hier wiederge­geben.

«Manchmal fuhren Gefangene mit dem Zug vom KZ in He. zu dem Berg in Hl. und wieder zurück. Die Kopfstation, an der sie ausstiegen oder darauf warteten einzusteigen, grenzte an ein Feld, das zu dem kleinen Hof meiner Eltern gehörte. Meine Mutter arbeitete regelmässig auf diesem Feld. Sie gab den Gefangenen oft etwas zu essen, und auch den SS‑Posten, die ebenfalls immer hungrig waren. Ein Posten sagte zu ihr: ‹Wenn Sie den Gefangenen zu essen geben, dann tun Sie es so, dass ich es nicht sehen kann. Es zu erlauben, verstösst gegen meine Befehle.› Verglichen mit den Kapos hatte die SS nur so viel (verdeutlicht den geringen Anteil mit Daumen und Zeigefinger; E. L.) Teil an der Brutalität. Die Oberkapos trugen makellose Streifenanzüge, die ganz bequem aussahen. Sie wurden sogar gesehen, wie sie zusammen mit Angehörigen der hiesigen, damals höchsten Behörde, dem SS‑Führungsstab, im Stabswagen fuhren.»

**18 Gastwirte aus Hu.**

Frau M. und ihr Sohn führen einen gut besuchten Gasthof in dem Dorf Hu. Die erste Verbrennung von Gefangenen auf einem Verbrennungsplatz im Freien fand in der Nähe von Hu. statt. Der Platz befand sich in einer Niederung, nur wenige Meter von der Strasse entfernt, die zum Dorf führt. Wie oft genau Verbrennungen dort stattfanden, ist nicht klar. Es ist jedoch erwiesen, dass der Rauch hinüber nach Ho. und He. zog und dort tagelang in der Luft hing. Bekundungen öffentlichen Ärgers liessen den Bürgermeister von He. und andere prominente Bürger auf der Forderung bestehen, dass die Ver­brennungen woanders geschehen müssten, sofern sie unvermeidlich seien. ‹Woanders› wurde die Hügelkuppe bei Mb. und Sch. Die M.s, Mutter und Sohn, machten über diesen ersten Verbrennungsplatz folgende Angaben.

«Ich weiss von nur einer Verbrennung von toten Gefangenen. An dem Tag wurden alle Strassen in der Umgebung von der SS gesperrt. Die offizielle Erklärung wir, dass dort ein Flugzeug der Alliierten abgestürzt sei. Leute hier aus der Gegend beobachteten, wie zwei oder drei Lastwagen an der Strasse hielten, wo jetzt das Mahnmal steht. Gleich darauf stiegen Rauchwolken auf und zogen über die Umgebung hinweg. Nach ein paar Stunden war die Verbrennung vorbei. Einige Zeit später bedeckte die SS die Stellen, wo das Gras zerstört war, mit neuem Rasen.

Es entstanden viele Gerüchte. Die Leute sagten, die Gefangenen würden in Gaswagen getötet. Es gab Berichte von schreienden Opfern. An diesen Behauptungen war nichts dran.»

Herr M., ihr Sohn: «Ich glaube, es muss Vergasungen gegeben haben. Nur durch Arbeit und Hunger können nicht so viele gestorben sein.»

(Während des ersten Besuchs des Interviewers in der Gegend sagte übrigens ein älterer Mann in einer beiläufigen Unterhaltung: «Und mit dem Rauch dieses furchtbaren Feuers verbreiteten sich die Gerüchte.»)

**19 Der Leiter des Krankenreviers des Doggerwerks**

Herr Kr., zur Zeit des Interviews 74 Jahre alt, organisierte und leitete damals das Krankenrevier, das in Ha. Lag. Hier werden nur einige beiläufige Bemerkungen über KZ‑Häftlinge wiedergegeben:

«Die meisten Gefangenen, die zu fliehen versuchten, wurden nicht einfach nur umgebracht. Viele wurden zu Tode gefoltert. Ein Gefangener, dem zunächst die Flucht gelang, der aber dann doch gefasst wurde, mag als Beispiel dienen. Mit Handschellen wurden ihm die Hände auf den Rücken gefesselt, und dann wurde er schrecklich geschlagen. Es war Winter, und die Posten liessen ihn über Nacht draussen. Sie gossen kaltes Wasser über ihn. Während der Nacht erfror er.

Meistens marschierten die Gefangenen die sechseinhalb Kilometer von dem Lager He. zum Fuss des Berges. Dann hatten sie noch ein steiles Stück auf tückischen Stufen aus Stangenholz zu klettern, bis auf die Höhe, wo man die Stollen angelegt hatte. Viele waren so vollkommen geschwächt und erschöpft, dass sie taumelten und stürzten. Jeden Tag wurde eine be­trächtliche Zahl der Gefangenen geschlagen und dann den Hang neben den Stufen hinuntergestossen.

Bei einer Gelegenheit, als die Gefangenen die Siedlungsstrasse entlangmarschierten, stand ein mit Rüben beladener Anhänger an der Strasse. Ein Gefangener nahm sich eine einzige Rübe. Mit tätlicher Hilfe eines Kapo schlugen die Posten den Gefangenen auf der Stelle tot.

Von Zeit zu Zeit musste ich ins Krematorium gehen und eine Desinfektionslösung (Sagrotan und Wasser) über die gestapelten Leichen im Lagerhaus giessen. Sie wurden in Schichten rechtwinklig aufeinander gelegt, bis zu vier oder fünf Meter hoch. Diese Desinfektion musste zu den Zeiten, in denen der Ofen nicht besonders gut brannte, regelmässig vorgenommen werden. Manchmal waren die Leichen nur teil­weise verbrannt. Sie wurden dann aus dem Ofen entfernt und in der Nähe des Krematoriums vergraben.

Der grösste Wunsch meines Lebens ist, dass alle Menschen im Umgang miteinander menschlich sein sollten. Den Mitgliedern der SS fehlte jegliche Art von Menschlichkeit. Es war, als waren sie direkt aus der Hölle gekommen. Sie waren richtige Teufel.»

**20 Eine Rotkreuzschwester**

Frau Ha., zur Zeit des Interviews etwa 75 Jahre alt, war von Mai 1944 bis Januar 1945 Oberschwester im Doggerwerk‑Lazarett. Frau Ha. Liess ihren Erinnerungen an die unterschiedlichsten Beziehungen, die das Doggerwerk hervorgebracht hatte, freien Lauf.

«Eines Tages gegen Mittag brachte ein SS‑Wachposten einen ungefähr 17jährigen russischen Gefangenen herein, der am Hals eine riesige Wunde hatte. Sie war mit getrocknetem Blut verkrustet. Es sah so aus, als ob die Wunde von einem Gewehrkolben stammte. Der Posten befahl mir, die Wunde zu verbinden und sagte: ‹Es muss nicht besonders sorgfältig gemacht werden. Dieser Mann wird morgen ge­hängt.› Dann sagte er etwas Entsetzliches: ‹Vorher nehme ich ihn mit auf mein Zimmer und spiele mein kleines Spielchen mit ihm.› Dr. V., eine andere Schwester und ich baten den Posten, den Jungen in Ruhe zu lassen, besonders, weil er sowieso gehängt werden sollte, aber der Posten sagte: ‹Warum sollte ich nicht mein Spässchen haben?› Dr. V. fragte, was der Junge verbrochen hatte, und der Posten sagte: ‹Er ist aus der Reihe getreten und hat um Brot gebettelt. Es ist gegen den Befehl dass Gefangene die Kolonne verlassen.› Währenddessen sagte der Junge immer und immer wieder: ‹Mutter, Mutter, Mutter...› Als der Verband fertig war, schob der Posten sein Opfer zur Tür hinaus, und der anderen Schwester, Dr. V. und mir wurde regelrecht schlecht.»

Anfang Januar 1945 eröffnete das Deutsche Rote Kreuz ein zweites Krankenhaus in He. Da Frau Ha. dem Doggerwerk‑Lazarett in Ha. nur leihweise zur Verfügung gestellt worden war, wurde sie zum Dienst in dem neuen Hospital in He. zurückberufen. In dieser neuen Stellung hatten sie und die anderen Schwestern eine ganz andere Art von Kontakt zu den KZ‑Häftlingen, die sie später im Interview beschrieb:

«Auf dem Weg zur Arbeit in dem neuen Krankenhaus und auf dem Heimweg benutzten einige andere Schwestern und ich eine derselben Strassen wie die Kolonnen der Gefangenen. Wenn wir morgens zur Arbeit gingen, trafen wir eine Kolonne, die vom Berg zurückkehrte. Manchmal sahen wir Gefangene, die zu schwach zum Laufen waren und die von anderen Gefangenen gestützt oder getragen wurden. Wenn wir nach Hause gingen, trafen wir eine Kolonne auf dem Weg zum Berg. Wir nahmen alle Brot mit, liessen es so fallen, dass die Gefangenen es aufheben konnten.

Die SS‑Posten waren nett. Dies geschah jeden Tag auf dem Weg zum Krankenhaus in He. und auf dem Rückweg. Wenn die Posten nicht nett gewesen wären, hätten wir das nicht tun können. Wir hätten selbst in ein Lager geschickt werden können. Selbst so mussten wir aufpassen, wie wir das Brot hinlegten.»

Interviewer: «Kann es sein, dass die Posten Sie Dinge tun liessen, für die sie andere bedrohten, weil Sie das Rotkreuz‑Emblem trugen?»

Frau Ha.: «Es hat vielleicht etwas geholfen, dass wir Rotkreuzschwestern waren.»

Interviewer: «Können Sie sich noch an andere Dinge im Zusammenhang mit der Behandlung von Gefangenen oder Handlungen von SS‑Posten oder Offizieren erinnern?»

Frau Ha.: «Das eine Mal, als zwei von uns die Baustelle betraten, sahen wir die Hundezwinger. Es gab Gerüchte, dass Gefangene in die Zwinger geworfen und in Stücke gerissen worden wären.

Es gab mindestens eine Rotkreuzschwester im Lazarett in Ha., die sich nicht wie eine deutsche Frau verhielt: Sie schlief mit SS‑Männern. Einmal, als ein wichtiger SS‑Offizier ins Lazarett eingeliefert wurde, kam eine junge Frau, um für ihn ein medizinisches Buch abzugeben. Sekunden später wollte die Schwester das Zimmer des Offiziers betreten. Man sagte ihr, er habe bereits Damenbesuch. Später am Nachmittag, als die Frau fortging, betrat die Schwester sein Zimmer und blieb dort bis morgens um zwei Uhr. Niemand fand diese Art von Rendezvous fragwürdig.»

Es ist aus an anderer Stelle erwähnten Quellen bekannt, dass die zwei höchsten Offiziere des am Ort allmächtigen SS‑Führungsstabes, Sch. und Kr., sich häufig der Räume des Lazaretts in Ha. bedienten. Dr. Hans Kammler in Berlin sah in diesen alltäglichen Vorkommnissen zumindest einen untergeordneten Indikator der wüsten Improvisation, die für den Bau des Konzentrationslagers He. bezeichnend war – einer Improvisation, die nachweislich für die Gefangenen tödliche Folgen hatte. Kammler feuerte schliesslich Sch., weil der Stollenbau immer weiter hinter dem Zeitplan blieb, den Vertreter von Görings Jägerstab ausgearbeitet hatten.

***21 Ein Soldat und Bauer aus Mb.***

Herr E., Bauer, wohnt in dem Dorf Mb. Herr E. hatte vier Brüder, die alle im Krieg waren. Seine Einheit rück­te bis 18 Kilometer vor Moskau vor. Davor war er in Frankreich. Ein Bruder wurde bei Stalingrad ver­misst. Herr E. kehrte im Sommer 1944 vom Militärdienst zurück, weil jemand auf dem Hof sein musste.

«Der Verbrennungsplatz bestand aus einem Gitter aus Feldbahnschienen mit einem Graben, der ca. zwei Meter lang, einen Meter breit und ungefähr 3/4 Meter tief war. Erst wurde eine Lage Holz, das man bei den örtlichen Bauern requirierte, auf das Gitterwerk gelegt. Die Leichen kamen dann auf eine hölzerne Rutsche und glitten von dem Lastwagen auf das Gitter. Eine teerähnli­che Petroleummischung wurde dann über die Feuerstelle gegossen und angezündet. Zu Anfang lag der Verbrennungsplatz 50 oder 60 Meter weiter weg von der alten Strasse. Später wurde der Platz dorthin verlegt, wo jetzt das Mahnmal steht. Von den drei oder vier Wachposten stand einer bei der grossen Linde, wo die Bauern das Holz lagerten, zwei oder drei andere waren entlang der Strasse postiert. Um die Leichen von den Lastwagen abzuladen, wurden Gefangene eingesetzt, die man anschliessend erschoss. Meine Nachbarn und ich hörten die Schüsse, und später fanden wir leere Patronenhülsen in der Nähe des Verbrennungsplatzes. Ich muss hinzufügen, dass ich nicht gesehen habe, wie man die Gefangenen erschoss. Einmal als ich mit dem Fahrrad aus Ha. zurückkam, sah ich Leute, die wie Gefangene aussahen, Leichen abladen. Ich kann mich aber nicht daran erinnern, dass sie gestreifte Anzüge getragen hätten. Insgesamt sah ich drei oder vier mit Leichen be­ladene Lastwagen. Jeder Lastwagen beförderte 50–100 Leichen. Verbrennungen wurden nach keinem regelmässigen Zeitplan durchgeführt. Weder die Tageszeiten noch die Wochentage waren die gleichen. Nach jeder Verbrennung hing ein Übelkeit erregender, süsslicher Geruch tagelang im Tal. Jeder wusste, was los war. Der Geruch störte die Frauen mehr als die Männer. Viele der Männer waren durch Kriegserlebnisse abgehärtet. Einmal, als ich anhielt, um mit dem Posten zu reden, der an der Linde stand, sagte er, die toten Gefangenen hätten deutsche Soldaten ermordet. ‹Sie waren Partisanen›, sagte er. ‹Von denen hat jeder mindestens einen deutschen Soldat auf dem Gewissen.›»

**Methodische Hinweise**

1. Anhand der ersten langen Aussage von Elli E. kann beispielsweise im Klassenverband exemplarisch erarbeitet werden, dass es die Menschen nicht nur entweder sich anpassen oder Widerstand leisten, sondern dass zwischen diese Polen eine Reihe von Haltungen liegen. Elli E. beispielsweise leistet nicht Widerstand, aber sie fühlt sich solodarisch mit den gequälten Gefangenen. Sie fühlt sich aber nicht nur solidarisch, sondern sie ist auch aktiv tätig, um ihnen zu helfen; allerdings nicht offen (wie ihr Vater), sondern im Versteckten.



1. Elmar Luchterhand und sein Forschungsteam haben eine Reihe von Menschen befragt. Deren unterschiedlich lange Aussagen sind in 20 folgenden Abschnitten aus dem Text herausgeschnitten aufgeführt. Diese Texte können auf die einzelnen Schüler/innen verteilt werden mit der Aufgabe, dass jeder und jede als die von ihm/ihr verarbeitete Person auftritt und ihre Haltung darstellt. Eine andere Möglichkeit besteht darin, einer ersten Gruppe die Seiten 3 und 4, einer zweiten die Seiten 5 und 6, einer dritten die Seiten 7 und 8 und einer vierten die Seiten 9 bis 11 zuzuteilen. So ergibt sich eine Erweiterung der ursprünglichen Tabelle, die vielleicht aussehen kann wie die Darstellung auf der folgenden Seite. Diese könnte als Vorlage für eine Folie oder ein Arbeitsblatt verwendet werden. Darin könnte von jeder Person die Haltung eingetragen werden (ein Blatt mit möglichen Lösungen auf der übernächsten Seite; allerdings können nicht alle Haltungen eindeutig zugeordnet werden; gewisse Abweichungen sind sicher zu akzeptieren.
2. Bei der Übersicht über das ganze Blatt wird sichtbar,wie vielfältig die Haltungen der an sich unbeteiligten Menschen sein können. Es wird auffallen, dass die Haltungen der Anpassung relativ selten sind, der Schwerpunkt der Haltungen eher auf der Seite des Widerstandes liegt. Dies hängt sicher damit zusammen, dass die Menschen sich in ihren Erinnerungen eher auf der Seite des Widerstandes einordnen. Auch auffallen wird, wie die Menschen nicht immer die gleiche Haltung einnahmen. Das Beispiel von Hans Scholl, der sich vom HJ-Führer zum mutigen Widerstandskämpfer wandelte (3. Beispiel dieser Themeneinheit) wird diesen Wandel noch verdeutlichen.

Orte und Gesprächspersonen wurden durch den amerikanischen Forscher ursprünglich anonymisiert. Mittlerweile ist bekannt, dass es sich bei He. um Hersbruck östlich von Nürnberg und bei Ha. um Happurg handelt.

Literatur:

Luchterhand Elmer: Das KZ in der Kleinstadt. Erinnerungen einer Gemeinde an den unsystematischen Völkermord. In: Die Reihen fast geschlossen. Beiträge zur Geschichte des Alltags unterm Nationalsozialismus. Detlev Peukert, Jürgen Reulecke (Hg.). Wuppertal 1981, S. 435 – 455.

Faul Gerhard: Sklavenarbeiter für den Endsieg. KZ Hersbruck und das Rüstungsprojekt Dogger. Von ihm gibt es auch einen Dokumentarfilm: ‹KZ Hersbruck – und das Doggerwerk› März 2000, 30 min. Schnitt: Gerhard Faul*.* Produktion und Vertrieb: Medienladen e.V., c/o Künstlerhaus

Blanz, Fritz, Graßl Johannes, Vanselow Gerd (Hg): KZ Hersbruck: Überlebende berichten, Hersbruck [Selbstverl.], ca. 1983

Vanselow, Gerd: Das Konzentrationslager Hersbruck: größtes Außenlager von Flossenbürg, Hersbruck 1983